

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Rhein

Briefe an einen Freund

Hugo, Victor

Frankfurt a. M., 1842

Siebzehnter Brief

[urn:nbn:de:bsz:31-144481](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-144481)

Siebzehnter Brief.

St. Goar.

St. Goar, August.

Zu St. Goar kann man eine ganze Woche recht gut angewendet zubringen. Man muß darauf bedacht sein, ein Wohnzimmer nach dem Rheine hinaus in dem sehr entsprechenden Gasthause zur „Lilie“ zu nehmen. Hier ist man zwischen der Raß und der Maus. Zur Linken hat man die Maus halb verhüllt vom Nebel des Rheins im Hintergrund des Horizonts; zur Rechten und vor sich die Raß, ein kräftiges Schloß mit Thürmchen umgeben, welches auf dem Gipfel seines Berges die höchste Spitze eines Dreiecks einnimmt, woran das malerische Dorf St. Goarshausen am Rheinufer die beiden Winkel auf der Grundfläche bildet, und zwar mit seinen beiden alten Thürmen, davon der eine viereckig, der andere rund ist. Die beiden feindlichen Schlösser scheinen sich zu belauschen und über die Landschaft hin fürchtbare Blicke zuzuschleßen; denn wiewohl das eine zur Ruine geworden, so blickt sein ausgebrochenes Fen-

ster doch noch immer, aber mit dem scheußlichen Blicke eines zerstörten Auges.

Gegenüber auf dem rechten Ufer und gleichsam bereit, mit seinem Rufe den beiden Segnern Friede zu gebieten, steht das riesige Gespenst des Schloßpallastes der Landgrafen von Hessen, der Rheinfels.

Bei St. Goar ist der Rhein kein Fluß mehr; er ist ein See; ein wahrer See vom Jura, von allen Seiten eingeschlossen, mit seiner düsteren Umrahmung, seiner tiefen Spiegelung und seinem rollenden Getöse.

Bleibt man zu Hause, so hat man den ganzen Tag hindurch das Schauspiel auf dem Rheine, die Flöße, die Segelschiffe, die kleinen pfeilschnellen Rachen und die acht oder zehn Dampf-Omnibus, die da kommen und gehen, auf und abschiffen, und in jedem Augenblicke mit dem Gefeuere eines großen Schwimmenden Hundes rauschend und bewimpelt vorbeiziehen. In der Ferne auf dem jenseitigen Ufer unter schönen Nupfbäumen, die einen Grasplatz beschatten, gewahrt man die Soldaten des Herzogs von Nassau in grünem Leibrock und weißen Pantalons manövriren und vernimmt den Trommelschlag des Tambours. Dicht unter dem Fenster sieht man die Weiber von St. Goar vorübergehen mit ihren himmelblauen Hauben, einer Tiara ähnlich, die durch einen Faustschlag etwas umgestaltet worden, und man hört einen Haufen kleiner Kinder lachen und schäkern, die mit dem Rhein spielen. Warum auch nicht? spielen doch

die zu Treport und Tretat mit dem Ocean. Die Kinder am Rhein sind übrigens sehr liebenswürdig. Keines von ihnen hat jene aufgeblasene und ernste Miene wie zum Beispiele die englischen Fragen. Die deutschen Fragen haben so mildfreundliche Gesichter wie die alten Pfarrer.

Geht man aus, so kann man für sechs Sous (der Preis eines Pariser Omnibus) über den Rhein setzen und steigt die Raß hinan. In diesem Schlosse der Herren von Katzenelnbogen ereignete sich im Jahre 1471 der traurige Vorfall mit dem Kapellan Johann von Barnich. Jetzt ist die Raß eine schöne Ruine, deren Erbpacht der Herzog von Nassau an einen preussischen Major für einige Gulden jährlicher Miethen abgelassen hat. Drei oder vier Besucher bringen diese wieder herein. Ich blätterte in dem Fremdenbuche. Auf dreißig Seiten, etwa ein Jahr umfassend, fand ich nicht einen französischen Namen. Lauter deutsche Namen, einige englische und drei oder vier italienische, das ist der ganze Inhalt. Das Innere der Raß ist übrigens ganz verwüstet. Der untere Saal im Thurme, wo der Kapellan das Gift für die Gräfin bereitete, dient jetzt zu einer Vorrathskammer. Ein Paar magere Reben schlingen sich um die Pfähle an derselben Stelle, wo ehemals der Portraitsaal war. In einem kleinen Gemache, dem einzigen, das noch Thür und Fenster hat, hängt ein Kupferstich, Bohdan Chmielnicki vorstellend, an der Mauer; unter diesem liest man: *Belli servilis autor rebelliumque Cosaccorum et plebis*

Ukraynen. Der furchtbare zaporawische Häuptling, herausgestaffirt halb wie ein Russe und halb wie ein Türke, scheint, vielleicht durch einen Fehler des Zeichners, zwei oder drei Bildnisse lebender regierender Fürsten, die neben ihm hängen, verächtlich anzublicken.

Von der Höhe der Raß blickt das Auge auf den berühmtesten Rhein-Strudel, die Bank genannt. Zwischen der Bank und dem viereckigen Thurme von St. Goarshausen ist nur eine schmale Durchfahrt. Auf der einen Seite der Strudel, auf der andern Felsen. Man findet Alles am Rhein, selbst Charybdis und Scylla. Um durch diese gefährliche Bahn zu kommen, befestigen die Flöße an ihrer linken Seite und an einem langen Stricke einen Baumstamm, welchen sie den „Hund“ nennen, und den sie in dem Augenblick, wo sie zwischen dem Strudel und dem Thurme durchfahren, der Bank zuwerfen. Die Bank faßt den Baumstamm mit Hast und zieht ihn an sich. Dadurch gewinnt das Floß Zeit, sich in der Mitte zu halten. Ist die Gefahr vorüber, so wird der Strick zerhauen und der Strudel verschlingt den Hund. Das ist der Kuchen für diesen Cerberus.

Ist man auf der Plattform der Raß, so fragt man den Erklärer: wo ist denn die Bank? dann zeigt er unten nach einer kleinen Falte des Rheins. Diese Falte ist der Strudel.

Man muß aber Strudel nicht nach dem Scheine und aus der Ferne beurtheilen.

Etwas weiter als die Bank in eine der wildesten Wendungen des Stromes steigt, fast senkrecht mit seinen granatenen Schichtsteinen, die wie eine ausgebrochene Treppe aussehen, der mädrchenreiche Lurleifelsen hinab. Es giebt hier ein berühmtes Echo, welches, wie man sagt, Alles, was man ihm zuruft oder vorsingt, siebenfach wiederholt.

Wenn ich nicht besorgen müste, den Schein eines Mannes auf mich zu laden, welcher dem Rufe der Echos schaden will, so würde ich bekennen, daß für mich das Echo niemals mehr als fünfmal wiederholte. Es ist wahrscheinlich, daß die Dreade des Lurlei, ehedem von so vielen Fürsten und Grafen mythologischer Art geschmeichelt, jetzt heiser zu werden und sich zu langweilen anfängt. Die arme Nymphe hat heut zu Tage nur noch einen einzigen Anbeter, denjenigen, der sich gegenüber von ihr am jenseitigen Rheinufer zwei kleine Stübchen in den Felsen gehauen hat und nun seine Tage damit zubringt, ihr auf dem Waldhorn vorzuspielen und Schüsse erschallen zu lassen. Dieser Mensch, der dem Echo zu thun giebt und davon lebt, ist ein alter braver französischer Husar.

Uebrigens macht das Echo auf einen Besucher, der es nicht erwartete, einen außerordentlichen Eindruck. Ein Rachen, der über den Rhein schiffte, erregt an dieser Stelle mit seinen zwei kleinen Rudern einen furchtbaren Lärm. Schloße man die Augen, so würde man glau-

ben, eine große Galeere von Malta ziehe vorüber mit ihren fünfzig breiten Rudern, jedes von vier angeketeten Sträflingen bewegt.

Wenn man von der Kap heruntersteigt und ehe man St. Goarshausen verläßt, muß man in einer alten mit dem Rhein parallel laufenden Gasse ein allerliebstes Haus aus der deutschen Renaissance besehen, welches übrigens, wohlverstanden, von den Einwohnern nur misachtet wird. Dann wendet man sich rechts, man schreitet über die Brücke eines Bergbachs und vertieft sich bei dem Geräusche der Wassermühlen in das „Schweizerthal“, eine herrliche, fast alpenhafte Thalschlucht, von einer Lehne des Patersbergs und von einer Hinterwand des Lurlei gebildet.

Dieses Schweizerthal ist ein herrlicher Spaziergang. Man kommt, man geht, man besucht die Häuschen auf den Höhen, man verliert sich in schmale Durchgänge, die so düster und vereinsamt sind, daß ich in einem derselben die Erde frisch aufgewühlt und den Nasen umgestürzt von denauern eines Ebers sah. Oder man verfolgt die untere Thalschlucht, zwischen Felsen hingewunden, die wie cyclopische Mauern aussehen, zwischen Weiden und Erlen. Hier allein, dicht umschlossen von Abhängen voll Blätter und Blumen, kann man den ganzen Tag herumirren, sinnend und hörend, wie ein Freund, der als Dritter zu einer Zusammenkunft zweier Liebenden zugelassen, und das geheimnißvolle Geplauder zwischen

Bach und Pfad belauschen. Nähert man sich dann dem Wege der Wagengleise, so bildet und gestaltet sich Alles was man hier sieht, Gehöfte und Mühlen, um gleichsam die Ecke einer Landschaft von Poussin auszufüllen. Hier sitzt ein halbnaakter Schäfer mit seiner Herde auf einem gelben Felde und bläset absonderliche Melodien auf einer Art von antiken Schalmei. Dort seh' ich einen Karren von Ochsen gezogen, wie ich deren auf den Bignetten von Virgil Herbar gesehen, die ich in meiner Jugend oft durchblättert. Zwischen dem Joch und der Stirne der Ochsen liegt ein kleines ledernes Kissen, worauf Blumen und auffallende Arabesken gestickt sind. Dort gehen junge Mädchen barfuß vorüber, die Köpfe gepuht wie Statuen aus der nachrömischen Zeit. Ein Mädchen sah ich, das allerliebste war. Sie saß nahe an einem Ofen, worin Obst getrocknet wurde und der leise rauchte; sie hob gegen den Himmel ihre großen blauen traurigen Augen, die wie zwei Mandeln in das von der Sonne gebräunte Gesicht geschnitten waren; an ihrem Halse glänzte Glaskorn und ein Halsband, womit ein entsehender Kropf künstlich verdeckt wurde. Diese kleine Ungehalt bei solcher Schönheit, man glaubte ein indisches Götzenbild vor seinem Altar gekauert zu sehen.

Plötzlich schreitet man über eine Wiese, die Lippen der Thalschlucht thun sich auf und überraschend tritt auf dem Gipfel eines bewaldeten Berges eine bewundernswürdige Ruine hervor. Dieses Schloß ist Reichenberg.

Hier lebte zur Zeit des Faustrechts im Mittelalter einer der gefürchtetsten unter den Raubrittern, welcher sich selbst den Namen „Landschaden“ beilegte. Die nahegelegene Stadt mochte sich beklagen, der Kaiser mochte den adeligen Räuber vor den Reichstag fordern, der Mann von Erz verschloß sich in sein Haus von Granit, setzte kühn seine Gelage der Allgewalt und des Raubes fort und lebte, mit dem Kirchenbann beladen, verurtheilt vom Reichstage und vom Kaiser umzingelt, so lange, bis der graue Bart auf seinen Bauch herabreichte. Ich ging in das Schloß von Reichenberg. Diese Höhle des homerischen Diebes ist jetzt nichts als eine schmutzige Einöde, der Schatten zerrissener Fenster irrt auf dem Gemäuer umher, zwei oder drei Kühe weiden das Gras der Ruine ab, über dem großen Thore hängt ein Rest des vom Hammer abgeschlagenen Wappens und zu Füßen des Besuchers liegt Gestein, das von kriechenden Thieren aufgelockert worden.

Ich besuchte auch hinter dem Reichenberg die heut zu Tage kaum mehr sichtbaren Mauer Spuren eines verschwundenen Dorfes, welches das Badersdorf (Patersdorf?) hieß. Mit diesem Badersdorf aber ging es folgendermaßen her.

Der Teufel, welcher Friedrich dem Rothbart wegen seiner vielen Kreuzzüge zürnte, kam eines Tages auf den Gedanken ihm den Bart abzuschneiden. Das war ein tüchtiger Schadernack, sehr passend für den Teufel dem

Kaiser gegenüber. Er richtete es also mit Hülfe einer dortigen Dalka ein, daß durch irgend einen plötzlichen Zufall der Kaiser auf seiner Reise durch Bacharach dort einschlafen müsse und von einem der vielen Barbieri der Stadt des Barts beraubt werden solle. Aber Barbarossa, als er noch einfach Herzog von Schwaben war, hatte in der Zeit seiner Liebshafft mit der schönen Gela eine alte Fee von der Wisper sich zu Dank verpflichtet, welche nun dem Teufel entgegen zu arbeiten beschloß. Die kleine Fee, so groß wie eine Heuschrecke, suchte unter ihren Freunden einen sehr dummen Riesen auf und bat ihn, ihr seinen Sack zu leihen. Der Riese willigte ein und bot sich sogar dienstfertig an die Fee zu begleiten, was diese annahm. Die kleine Fee machte sich wahrscheinlich etwas größer, ging dann nach Bacharach in der Nacht vor des Kaisers Durchreise, nahm während sie tief schliefen alle Barbieri der Stadt, einen um den andern, und legte sie in den Sack des Riesen. Hierauf bat sie diesen, den Sack auf die Schulter zu nehmen und ihn recht weit weg zu tragen. Der Riese, der wegen der Nacht und seiner Dummheit nichts von Allem gesehen was die Alte gethan, gehorchte ihr und ging mit dem Sack auf dem Rücken in großen Säßen über das entschummerte Land hin. Indessen fingen die Barbieri von Bacharach, hier dicht zusammengekeilt, an zu erwachen und in dem Sacke zu wimmeln, der Riese aber sich zu entsetzen und seine Schritte zu verdoppeln. Als

er über Reichenberg schritt und wegen des hohen Thurmes das Bein etwas stärker erheben mußte, nahm einer der Barbieri, der sein Barbierzeug bei sich hatte, das Messer aus der Tasche und schnitt ein großes Loch in den Saß, durch welches sämtliche Barbieri, ein wenig zerdrückt und zerschlagen, unter schrecklichem Geschrei in die Dornsträuche fielen. Der Riese glaubte ein Nest voll Teufel auf dem Rücken zu haben und lief eiligst davon. Des andern Morgens als Barbarossa durch Bagharach kam, gab es daselbst keinen Barbier mehr, und als seiner Seite Beelzebub eintraf, rief ein spöttischer Rabe von der Mauer des Stadthors dem Herrn Teufel entgegen: „Mein Freund, du hast inmitten deines Gesichts ein sehr großes Ding, welches du im besten Spiegel nicht sehen kannst, das heißt, eine lange Nase, womit du abziehen mußt.“ -- Seit jener Zeit hat Bagharach keine Barbieri. Wahr soll es sein, daß noch heut zu Tage dort kein Baderslaven zu finden ist. Was die von der Fee escamotirten Bader betrifft, so schlugen sie ihr Geschäft an demselben Orte auf, wo sie zur Erde gefallen, und bauten dort ein Dorf, welches man Badersdorf nannte. So geschah es, daß Kaiser Friedrich der I., genannt der Rothbart, seinen Bart und seinen Beinamen behielt.

Außer der Maus, der Raß, dem Lurley und dem Reichenberg giebt es in der Nähe von St. Goar noch den Rheinfels, wovon ich Ihnen sogleich erzählen will.

Ein im Innern ganz ausgehöhlter Berg mit einem

Kamme von Ruinen auf seinem Haupte; zwei oder drei Geschosse voll unterirdischer Gemächer und Corridore, wie wenn sie von riesigen Maulwürfen gegraben worden wären; übermäßige Säle, deren Ogive eine Öffnung von fünfzig Fuß hat; sieben Kerker mit Fallgittern, voll stehenden todtten Wassers, das von einem Steinwurf widerhält; das Geräusch der Wassermühlen in dem kleinen Thale hinter dem Schlosse und, durch die Ritze der Facade gesehen, der Rhein mit irgend einem Dampfschiffe, das von dieser Höhe betrachtet einem großen grünen Fische mit gelben Augen ähnlich sieht, der auf dem Wasser schwimmt und Menschen und Wagen auf dem Rücken zu tragen abgerichtet ist; ein Rittereschloß der Landgrafen von Hessen in ein großes Steingeröll verwandelt; Schießscharten für Kanonen und Katapulte, die wie die Kerker der wilden Thiere in einem römischen Circus aussehen, hohes Gras darin; hie und da in der Wand der Rest einer abgebrochenen Wendeltreppe, deren abgenutzte Schraubenlinie einem riesigen vorsündfluthigen Muschelwerke ähnlich sieht; unbehauene Schiefer und Basalte, die den Archivolten das Ansehen großer Sägen und offener Gebisse geben; dickbauchige Ringmauern in einem Stücke umgestürzt oder besser gesagt zur Seite gelegt, als ob sie müde geworden länger aufrecht zu stehen. Das ist der Rheinfels; man sieht das Alles für zwei Sous.

Es scheint als ob die Erde unter dieser Ruine gebebt.

Aber es war kein Erdbeben, sondern Napoleon, der daran vorüberschritt. Im Jahre 1807 ließ der Kaiser den Rheinfels in die Luft sprengen.

Sonderbar! alles zerbarst mit Ausnahme der vier Mauern der Kapelle. Nicht ohne eine gewisse wehmüthige Regung betritt man diesen Ort des Friedens, der allein vor dem allgemeinen Einsturze bewahrt worden. An den Fensterkreuzen liest man folgende ernste Inschriften, zwei an jedem Fenster: Sanctus Franciscus de Paula vixit 1500. Sanctus Franciscus vixit 1526. Sanctus Dominicus vixit . . . (ausgelöscht.) Sanctus Albertus vixit 1292. — Sanctus Norbertus, 1150. Sanctus Bernardus, 1139. — Sanctus Bruno, 1115. Sanctus Benedictus, 1140. — Dann ist noch ein Name ausgelöscht, und nachdem man so die christlichen Jahrhunderte von einem Heiligenschein zum andern zurückgeschritten ist, kommt man endlich an folgende majestätische Zeilen: Sanctus Basilus magnus, episc. Caesareae Cappadoci, magister monachorum orientalium, vixit anno 372. — An der Seite des großen Basilus unter der Thüre der Kapelle findet man noch folgende zwei Namen: Sanctus Antonius magnus. Sanctus Paulus eremita. — Das ist Alles was die Bombe und die Mine verschont haben.

Dieses starke Schloß, welches unter Napoleon einfiel, hatte bereits unter Ludwig dem XIV. gezittert. Die alte Gazette de France, die im Adreß-Büreau im Halbschloß des Louvre gedruckt wurde, theilt unterm Datum

vom 23. Januar 1693 mit: „daß der Landgraf von Hessen-Cassel Besiß nimmet von der Stadt St. Goar und vom Rheinfels, die ihm von dem Landgrafen Friedrich überlassen worden sind, da dieser entschlossen sei, seine Tage in Köln zu endigen.“ In der nächsten Nummer vom 5. Februar macht sie zu wissen, daß: „fünfhundert Bauern im Verein mit den Soldaten an den Festungswerken des Rheinfels arbeiten.“ Vierzehn Tage später verkündigt sie, daß: „der Graf von Thingen Ketten über den Rhein spannen und Schreck-Schanzen daran aufführen läßt.“ — Warum flüchtet dieser Landgraf? warum arbeiten diese fünfhundert Bauern in Gemeinschaft der Soldaten? warum in aller Eile diese Schreck-Schanzen und Sperr-Ketten am Rhein? Weil Ludwig der Große die Stirne gerunzelt hat. Der Krieg in Deutschland soll wieder beginnen.

Heut zu Tage ist der Rheinfels, an dessen Thor noch die Herzogskrone der Landgrafen, aus rothem Sandstein gehauen, zu sehen ist, das Pertinenzstück einer Meierei. Ein Paar Weinstöcke gedeihen kümmerlich und zwei oder drei Ziegen weiden darin. Des Abends, wenn sich die ganze Ruine mit ihren offenen Fenstern auf dem blauen Hintergrund des Himmels ausdrückt, gewährt sie einen prachtvollen Anblick.

Rheinaufwärts eine Meile über St. Goar (die preussische Meile ist wie die spanische legua und wie die türkische Marschmunde, so viel wie zwei französische Lieues)

bemert man plötzlich an dem Ausbuge von zwei Bergen eine schöne alterthümliche Stadt, von der Anhöhe bis an das Flussufer reichend, mit alten Gassen, die wir in Paris nur auf den Decorationen der Oper zu sehen bekommen, mit vierzehn Thürmen mit Zinnen, mehr oder minder von Efeu umwachsen und mit zwei großen Kirchen aus der reinsten gothischen Epoche. Es ist Oberwesel, eine der Rheinstädte, die am meisten getriegt haben. Die alten Mauern sind von Kanonen und Kugeln dicht besät. Man könnte da wie auf einer Pergamenttafel der Alten die großen eisernen Kugeln der Erzbischöfe von Trier, die der Standbüchsen unter Ludwig dem XIV. und die unserer Kartätschen aus der Revolution unterscheiden. Heut zu Tage ist Oberwesel nichts mehr als ein alter Soldat, der zum Weinbauer geworden. Sein Rothwein ist vortreflich.

Wie fast alle Rheinstädte, hat auch Oberwesel auf seinem Berge eine Burg in Ruinen, den Schönberg, eines der bewunderungswürdigsten Schuttwerte, die es in Europa giebt. Auf diesem Schönberg lebten im zehnten Jahrhundert die sieben spöttischen und grausamen Fräulein, die man aus den Scharten ihres Schlosses jetzt als sieben Felsen in der Mitte des Stromes sieht.

Der Ausflug von St. Goar nach Oberwesel ist sehr anziehend. Der Weg bleibt dicht am Rhein, der sich hier rasch verengt und zwischen hohe Berge drängt. An der Straße kein Haus, kaum ein Fußgänger. Die Stelle ist

einsam, still und wild. Große Schieferbänke, halb abgebröckelt, steigen aus dem Strome und bedecken das Ufer wie riesige Schildkröten-Schalen. Von Zeit zu Zeit sieht man, halb versteckt unter Dornsträuchen und Weidenbüschen und gleichsam im Hinterhalt am Rhein liegend, eine Art ungeheurer Spinnen, gebildet von zwei langen, dünnen, biegsamen Stangen, kreuzweis über einander gelegt und in ihrer Mitte durch einen starken Knoten zugleich an einen Hebestock befestigt und ihre vier Enden in das Wasser tauchend. Diese Spinne ist ein Springneß.

Nach einiger Zeit schnellt in dieser Einsamkeit und Stille der geheimnißvolle Hebestock in die Höh', man sieht das abscheuliche Thier emporsteigen, zwischen den vier Beinen ein Netz haltend, in dessen Mitte sich ein schöner silberner Lachs dreht und herumspringt.

Des Abends nachdem man einen dieser herrlichen Ausflüge gemacht, welche die tiefsten Höhlungen des Magens bis zum Blinddarm aufthun, kehrt man nach St. Goar zurück und findet am Ende eines langen Tisches, um welchen schweigame Raucher herumsitzen, eines jener vortrefflichen und kräftigen deutschen Soupers, wobei die Feldhühner größer als die Haushühner sind. Hier stärkt man sich auf das Beste, besonders wenn man sich wie der reisende Ulysses in die Sitten der Völker zu schicken weiß und wenn man so vernünftig ist, nicht übel zu nehmen, daß sich auf manchen Schüsseln ge-

wisse unpassende Dinge zusammenfinden, wie z. B. ein Aepfelmus bei einer gebratenen Ente oder Confitüren zu einem Wildschweinskopfe. Gegen das Ende des Abendmahls vernimmt man plötzlich eine Trompeten-Fanfare mit Flintenschüssen untermengt. Man eilt ans Fenster. Es ist der französische Husar, der das Echo von St. Goar beschäftigt. Das Echo von St. Goar ist nemlich nicht weniger merkwürdig als jenes am Lurlei. Die Sache ist wirklich erstaunlich. Jeder Pistolenschuß wird in diesen Bergen zum Kanonendonner. Jedes Röcheln der Fanfare wiederholt sich mit der unglaublichsten Reinheit in der Tiefe der Thäler. Das sind köstliche, ausgesuchte, verschleierte, nachlassende und leicht ironische Symphonien, die sich über uns lustig zu machen scheinen indem sie uns schmeicheln. Da es unglaublich erscheint, daß dieser große schwerfällige Berg so viel selbständigen Geist habe, giebt man sich bald einer freiwilligen Täuschung hin und möchte darauf schwören, daß da unten im Schatten hinter einem räthselhaften Gesträuche ein übernatürliches Wesen der Einsamkeit, irgend eine Fee, eine Titania sich damit ergötzt die menschliche Musik auf köstliche Weise zu parodiren und jedesmal wenn ein Schuß ertönt, die Hälfte eines Berges zur Erde zu stürzen. Das Alles ist zugleich furchtbar und bezaubernd. Der Eindruck wäre noch tiefer, wenn man eben vergessen könnte, daß man sich am Fenster eines Gasthofes befindet und daß diese außerordentliche Erscheinung gleich-

sam als eine Schüssel mehr zum Dessert gegeben wird. Aber in der Welt endet nichts natürlicher als dies; ist es vorbei, so geht ein Kellner mit einem zinnernen Teller bei den Gästen herum und sammelt Gaben für den Fu- saren, der ehrerbietig in einer Ecke steht. Jeder bezahlt sein Echo und zieht sich dann zurück.

Achtzehnter Brief.

Basarach.

Lorch, 23. August.

Ich befinde mich in diesem Augenblicke in einer der schönsten, angenehmsten und unbekanntesten alten Städte der Welt. Ich bewohne Gelasse wie die von Rembrandt, mit Bauern voll Vögel an den Fenstern, sonderbaren La- ternen am Plafond und mit Wendeltreppen in den Stuben- ecken, woran die Sonnenstrahlen hinauffschleichen. Im Schatten brummt eine alte Frau und ein Spinnrad mit gewundenen Füßen um die Wette.

Drei Tage brachte ich zu Basarach zu, einem Orte in Art der Cour-des-Miracles, am Rheinufer vergessen von dem guten voltairischen Geschmack, von der franzö-